



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goldschmidt, Otto: Die Lehren des kulturpolitischen Kampfes gegen
Deutschland

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

läßt, erwarten, daß sie auf dem Posten ist. Mein Dezemberrausatz in den „Grenzboten“ hat am 1. März d. J. in der „Kölnischen Volkszeitung“ (Nr. 167 „Bundesgenossenschaft mit der Kirche in Belgien“) eine sehr freundliche Würdigung gefunden, und am 18. Februar hat die Berliner „Germania“ einen früheren Artikel von mir, der ähnliche Gedanken verfocht, nicht minder beifällig besprochen. Aus dieser Zustimmung der führenden Zentrumspreffe darf ich wohl mit Recht schließen, daß die deutschen Katholiken bereit wären, im Sinne meiner Gedanken zur inneren politischen Ausöhnung Flanderns mit Deutschland das ihre zu tun. Das deutsche Zentrum, nicht minder aber alle anderen national bewußten politischen Parteien, haben die Pflicht, dafür zu sorgen, daß Flandern nicht nur militärisch in unserer Gewalt bleibt, sondern daß auch dem deutschen Gedanken eine breite Gasse in die Gefinnungen des stammverwandten Flamenvolkes eröffnet wird!



Die Lehren des kulturpolitischen Kampfes gegen Deutschland

Von Regierungsrat Otto Goldschmidt, zur Zeit im Felde

1.



er Weltkrieg hat uns wie unseren Feinden die überraschende Stärke des Staatsgedankens geoffenbart. Niemand ahnte, weder bei uns noch bei jenen, wie tief das Staatsbewußtsein die Völker durchdrungen hat, bis zu welchem Grade deren organische Verbindung zum Staate bereits vorgeschritten war. Künftige Geschichtsschreiber werden in der Kraft des Staatswillens, der alle Einzelwillen der Nation im Dienste der gemeinsamen Sache zu einen wußte, „das Wunder“ des Weltkrieges erkennen. Sie werden aber nicht vorübergehen können an der anderen überraschenden, negativen Erscheinung, daß die sieghafte Kraft des Staatsgedankens mit einem scharfen Hieb alle ihm hinderlichen Fäden, Ketten und Netze zerriß, die sich bis dahin von Volk zu Volk, von Land zu Land spannten. Ein Riß ging durch die „Kulturgemeinschaft“ der zivilisierten Völker. Wo man sie am meisten betont hatte, in England, erhob sich beim ersten Schuß ein mißtöniges Geschrei, das nur noch auf den unüberbrückbaren, zwischen unserer und der Kultur unserer Feinde, zwischen unseren und ihren Auffassungen von „Freiheit, Recht und Sitte“ gähnenden Abgrund schauernd

hinwies. Zu unserer Ehre sei es gesagt: nicht Deutschland hat den kulturpolitischen Kampf, der die Welt durchtobt, entfacht. Die Rollenverteilung war von Anfang an die gleiche wie in der blutigen Welttragödie: Deutschland wehrte sich gegen den erklärten Vernichtungswillen seiner Feinde. Schon die bei den Deutschen hoch entwickelte Eigenschaft der „Ehrfurcht“, die nach Goethe den Menschen erst zum Menschen macht, und die gleichfalls dem Deutschen eigentümliche Bewunderung der von fremden Völkern geschaffenen Werte — eine Tugend, deren Rehrseite bekanntlich Deutschlands nationale Schwäche mit verschuldet hat — hinderte uns, den Schmähungen unserer Kultur seitens der Feinde mit Gleichem zu begegnen. Diesen Angriffen stand man bei uns zu Anfang ungewappnet, überrascht, beinahe fassungslos gegenüber. Jedermann in Deutschland wußte und weiß, daß der Weltkrieg um wirtschaftliche Interessen und weltpolitische Machtfragen geht. Mit Bewunderung erfuhr man nun, daß es England nicht so sehr um die Zerstörung des deutschen Handels, Frankreich nicht so sehr um die Rückeroberung der verlorenen Provinzen und sogar Rußland nicht so sehr um den Zugang zum Mittelmeer zu tun sei als um die Befreiung der „demokratischen“ Kulturvölker von dem Druck des barbarischen preußisch-deutschen Militarismus, des Sinnbildes deutscher Unkultur. Es dauerte geraume Zeit, bis man sich in Deutschland gesammelt und sich auf die kulturpolitische Kriegsführung der Gegner eingestellt hatte. Denn das Echo, das die Flut der Schmäh- und Anlagenschriften unserer Feinde gegen das kulturfeindliche Deutschtum bei den Neutralen nahezu der ganzen Welt, und zwar auch bei den uns stammverwandten, hervorrief, war in seiner tausendfachen Stärke für uns — weshalb sollte man es leugnen? — zunächst niederdrückend. Wir hatten uns daran gewöhnt, bis zum neunzehnten Jahrhundert dem Ausland das mit wohlwollendem Lächeln betrachtete, politisch nicht ganz ernst genommene, Volk der Dichter und Denker zu sein. Diese Rolle war ihm und uns bequem gewesen. Daß die Entwicklung Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert zum einheitlichen Nationalstaat, sein Eintritt in die Weltpolitik um die Jahrhundertwende, und die damit eng zusammenhängende Verlegung des Schwerpunkts deutscher Betätigung aus der unsichtbaren in die sichtbare Geisteswelt, aus dem Reich der Dichtung und der Metaphysik in das der Wirtschaft und Technik, auch die Stellung des Auslands zu unserer Kultur verändert haben könnte, kam uns nicht in den Sinn. Welt hegemonischer Gelüste waren wir, Volk und Regierung, uns weder im Sinne des politischen Macht Hungers römischer Kaiserzeit noch in demjenigen des hellenischen Bildungsbünkels bewußt. Ja, nicht einmal der nationalen Eigenart unserer deutschen Kultur waren wir uns bis zum Kriege bewußt geworden! Die Auffassung des in Deutschland heimischen Gelehrten H. St. Chamberlain in seinem weit verbreiteten Buche, in dem er ausdrücklich die Germanen — darunter will er Franzosen, Engländer, Skandinavier und Deutsche verstanden wissen — nicht aber die Deutschen, als die Schöpfer der neuen Kultur des neunzehnten Jahr-

hundertst feiert und dem Gemeinsamen im Wesen dieser Völker den entscheidenden Wert für die kulturellen Fortschritte des Jahrhunderts beilegt, entsprach durchaus dem Empfinden zahlreicher deutscher Kreise. Die nationale Tendenz, die uns zu politischer und wirtschaftlicher Machtentfaltung über die Meere drängte, war auf kulturellem Gebiet bis zum Kriege von erstaunlicher Schwäche. In einem jetzt besonders interessanten, in der „Vossischen Zeitung“ am 12. Dezember 1913 veröffentlichten Brief des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg an Karl Lamprecht wird das Fehlen eines „zielsicheren Geltungswillens“ mit der Eigenart unserer „doch wohl individualistischen und noch nicht ausgeglichenen Kultur“ begründet und auf die Notwendigkeit „der inneren Vertiefung und Stärkung“, dieser und unseres Kulturbewußtseins hingewiesen. Und J. J. Ruedorffer hat in seinem unmittelbar vor Kriegsausbruch erschienenen bedeutsamen Buche diesen Gedanken aus Herrn von Bethmanns Brief zum Leitmotiv einer geistvollen Charakterisierung des geschlossenen britischen und französischen Kulturbewußtseins genommen, das er in dem neuen deutschen Nationalstaat vermisst, und dem er doch solche Bedeutung beilegt, daß er diejenige Nation als die aussichtsreichste im weltpolitischen Wettbewerb bezeichnet, die neben der größten Tüchtigkeit des einzelnen die höchste Idee von ihrer Würde und ihrem Berufe aufweist.

II.

Das Einsetzen des kulturpolitischen, maßlos und gehässig gegen uns geführten Kampfes bedeutet hier den Wendepunkt. Wir danken ihm die Beschleunigung eines Läuterungsprozesses, der sonst bei der völligen Inanspruchnahme der Volkskräfte durch anstrengende wirtschaftliche und technische Aufgaben vielleicht noch Jahrzehnte gedauert hätte. Seit dem August 1914 hat sich in dieser Hinsicht in Deutschland viel verändert. Die englischen und französischen Ergüsse über den militärischen Despotismus der Deutschen, über ihr Marionettentum, die Unfreiheit und Unsicherheit ihrer Lebensformen und ihren Mangel an Grazie, das Pedantische und schulmeisterlich Enge des Rahmens, in dem sich ihr Arbeitsdasein abspielt, haben uns zum Nachdenken und zur Selbstbestimmung gebracht. In würdigen Kundgebungen führender Männer unseres Volkes sind die gegnerischen Anwürfe abgewiesen worden, soweit sie Falsches, und auf das richtige Maß zurückgeführt worden, sofern sie Übertreibungen enthielten. Die Erkenntnis desjenigen, was der Geist der deutschen Kultur für uns bedeutet, was ihn von fremder Kultur unterscheidet, namentlich was ihn vor ihr auszeichnet, Innerlichkeit und Gemühtiefe, Pflichtgefühl, sachliche Freude an der Arbeit und Streben nach Universalität, nach gerechter Würdigung alles dessen, was in unseren Lebenskreis tritt, danken wir unseren Feinden. Sie haben Ernst Troeltsch, Rudolf Gucken, Noethe, Duden, E. Schwarz, Schmoller, Hans Delbrück u. a. zu ihren Schriften angeregt, die uns die Binde von den Augen nahmen und den Schlüssel zum Verständnis unserer und fremder Weltanschauung in die Hand drückten. Die Tagespresse in ihren besten Vertretern

wirkte in gleicher Richtung bei den breiten Volksschichten ihrer Leserkreise, und mancher kluge Aufsatz trug einen Stein herbei zum Fundament für den werdenden Bau eines nationalen deutschen Kulturbewußtseins. Sachliche und als berechtigt empfundene Kritik stimmt uns Deutsche nachdenklich, offenkundig gehässige und ungerechte stärkt unser Selbstgefühl. Mag das englische Menschenideal mit seinen gleichförmig harten und steifen, oft langweiligen Linien und seiner naiven Überheblichkeit, der Gentleman- und Lady-Typus, der so unabhängig von staatlichem und so abhängig von sozialem Zwang ist, als Ergebnis des höheren Alters, nicht englischer, wohl aber englisch-nationaler Kultur, wenn man will, bewundert werden. Mag das gleiche von dem bei aller Beweglichkeit und Schmiegsamkeit, Anmut und Leichtigkeit nicht weniger festen französischen „Format“ gelten, das oft genug wie das englische geringe Bildung, beschränktes Denken und brutale Roheit verhält. Zugegeben, daß der junge deutsche Nationalstaat, der vor noch nicht fünfzig Jahren der politischen und wirtschaftlichen Enge der Kleinstaaterei entwachsen ist, bei seiner beispiellosen Entwicklung nach außen und innen und bei der unendlich reichen Fülle individueller Mannigfaltigkeit der deutschen Natur, noch keine Zeit gehabt hat, den deutschen Entwurf eines einheitlichen Menschenideals und einen deutschen „Stil“ hervorzubringen. Deshalb dürfen wir uns doch entschieden verbitten, daß man unsere alte und fruchtbare Kultur herabzusetzen wagt. Treitschke hat das Wort gesprochen: Die Fremden ahnen nicht, wie tief die Quellen des deutschen Lebens rauschen. Und Fürst Bülow, der ihn zitiert, hat gesagt, daß die materielle, geistige und sittliche Leistung des deutschen Volkes im Weltkriege das Unerreichbar Gewaltigste sei, das die Welt je gesehen habe. Weder in den Lebensformen allein (am allerwenigsten!), noch allein in den Äußerungen von Religion und Moral, Erziehung und Bildung, Wissenschaft und Kunst erkennt man, wie Engländer und Franzosen annehmen, die Kultur eines Volkes. Kultur ist der Niederschlag der einem Volke eigentümlichen und in ihm vorherrschenden Weltanschauung, wie sie in seiner Stellung zu den Wirklichkeiten und Rätseln des Lebens hervortritt. Wie ein Volk die wesentlichen Erscheinungen und Triebkräfte des Lebens, wie es den Zweck des Lebens, das Verhältnis zu Gott und der Natur, zum Recht, zum Sittengesetz, zum Staat, zu seinen Unterverbänden auffaßt, wie es über Arbeit, Beruf und Erwerb denkt, wie es seine Beziehungen zu den Künsten und ihren Äußerungen gestaltet, das alles bestimmt seine Kultur. Und nebensächlich ist dabei, von der entwicklungsgeschichtlichen, wenn auch nicht von der politischen Warte aus betrachtet, ob die Antworten, die auf die Fragen gefunden werden, so oder so ausfallen, gegenüber der Erscheinung, daß die Fragen mit sittlichem Ernst und mit dem Bewußtsein ihrer Bedeutung aufgeworfen werden. Je reicher und mannigfaltiger die Quellen des Geistes- und Gemütslebens eines Volkes fließen, je buntere Blüten es treibt, desto schwerer ist seine Kultur auf eine Formel zu bringen, desto langsamer bildet sich aber vor allem ein einheitliches nationales Menschenideal. Das ist der Fall der

Kultur des deutschen Volkes. Daß sie trotz des gewaltig gewachsenen Volkswohlstandes und der diejenigen aller anderen Länder überragenden Volksbildung solange, bis zum „Sammeln“ im Weltkrieg geblasen wurde, den Klassenstaat in vielem, namentlich in den äußeren Lebensformen, noch nicht überwunden hat, auch unmöglich schon überwinden konnte, ist eine oft festgestellte Tatsache, die gleichfalls der Prägung des völlig einheitlichen Menschenideals hinderlich im Wege stand. Die deutsche Kultur liegt, wie Troeltsch sagt, in der Gesamtheit der deutschen Lebenserscheinungen, in dem „relativ einheitlichen Geiste“, den diese Lebenserscheinungen, wechselseitig durcheinander bedingt, offenbaren. Daß es so etwas bei uns gibt, trotz des Hohnes und Spottes der Engländer und Franzosen, die dem deutschen Gedanken einer individuellen Selbstbildung der Völker die verwachsenen Schlagworte civilisation, progrès und humanité, unter Ablehnung eines „Volksgeistes“ entgegenstellen, haben wir im Kriege bewiesen und werden es bis zu seinem Ende weiter beweisen: die reibungslos vollzogene Unterordnung jedes Einzelwillens unter den Gesamtwillen, nicht durch äußeren Zwang, sondern durch das Pflichtgefühl und das Verständnis der Volksgenossen, das dem Staate die militärischen, wirtschaftlichen und geistigen Waffen zu seiner und damit gleichzeitig zu ihrer Verteidigung schmiedete, das rückhaltlose Bekenntnis zum Staatsgedanken, der alles einschließt, was der einzelne, die Familie, die anderen kleinen und großen Gemeinschaften, was die Gesellschaft als Gesamtheit der einzelnen und ihrer Verbände an stofflichem und geistigem Besitz geschützt sehen will, und die freudige Darbringung aller Opfer für die Verwirklichung des staatlichen Schutzes, aus freier, sittlicher Überzeugung, so sieht in Wahrheit deutsche Kultur, so sieht der „Militarismus“ aus, gegen den die „demokratischen“ Westmächte die ganze Welt mobil zu machen versuchten. Nicht Deutsche, sondern zwei ausländische weiße Raben, der Schwede Kjellen und der Amerikaner Burgeß haben Deutschland in höherem Sinne deshalb den demokratischsten unter den Großstaaten genannt, weil dort die Verteilung der materiellen und geistigen Früchte der Kultur auf sämtliche Volksgenossen gleichmäßiger sei als irgendwo sonst. Das aber sei der beste Gradmesser für die Freiheit! Kjellen geht so weit, in Deutschland wegen seiner Harmonie zwischen landwirtschaftlichen und gewerblichen Interessen, seiner tiefen und breiten Volksbildung und seiner „rein konstitutionellen Zusammensetzung von Staats- und Volkswillen“ nicht nur ein Zwischenglied zwischen den französisch-englischen Demokratien und dem autokratischen Rußland zu sehen, sondern ein Oberglied, die „Synthese“, das höhere Entwicklungsstadium, das durch jene beide Formen erst vorbereitet werde. . . . Das gibt jedenfalls jenen zu denken, die — es sind nicht nur Ausländer — immer wieder, auch im Kriege, es für richtig halten, dem deutschen Obrigkeitsstaat den demokratischen Volksstaat der Westländer rühmend entgegenzuhalten. Dabei kann, auch wer eine Verbesserung unserer inneren Verhältnisse in einer gesteigerten Beteiligung aller Volkskreise an Gesetzgebung und Verwaltung

erblickt und sie wünscht, doch die parlamentarische Regierungsform und die durch sie erzeugte „Denkart“ in den demokratischen Westländern kaum ernstlich für gleichbedeutend mit „Vollfreiheit“ erachten. Mag man aber trotz der dort gemachten Erfahrungen in der Parlamentsherrschaft ehrgeiziger Advokaten und mächtiger Finanzgruppen, die wir in Frankreich und anderen romanischen Ländern seit Jahrzehnten, neuerdings auch in England, am Ruder sehen, das Ideal einer Regierungsform auch für Deutschland erblicken, oder will man sich mit der weiteren „Durchorganisierung“ unserer bereits jetzt, wegen ihrer am meisten vorgeschrittenen Organisation, nach Paul Lensch „demokratischsten“ Gesellschaft begnügen, so wird doch wenigstens kein Deutscher leugnen, daß auch unsere Monarchie und unser Beamtentum der persönlichen Freiheit und der Menschenwürde im Deutschen Reiche stets und überall die schuldige Achtung entgegenbringen. Daß unsere Regierungsform die für das so verschiedenartig und individualistisch zusammengesetzte junge Deutsche Reich notwendige Geschlossenheit der militärischen und politischen Führung gerade in der kritischen Zeit in besonders hohem Maße sichert, hat der Krieg gezeigt. Ernst Troeltsch hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Deutschen, die kein Rentnervolk sind wie die Franzosen, keine bäuerlich-militärisch-bureaokratische Eroberungsmacht wie die Russen, kein reines Industrie- und Handelsvolk wie die Engländer, sondern ein noch immer streng angespanntes Arbeitsvolk, dieser geschlossenen politischen Führung vorläufig bedürfen.

Wir sind ein Volk von Arbeitern und zwar von Facharbeitern. Darauf beruht unsere Stärke. Wir sind es im Erwerbsleben, als Beamte und Offiziere, teilweise auch als Künstler. Nur in Verbindung mit unserer Berufsarbeit, in bezug auf sie streben wir auch nach Universalität. Der Nichtfachmann flößt uns Mißtrauen ein; der Mann ohne Beruf, die Drohne, gar der jugendliche „Sechsdreierrentier“ der romanischen Länder, ist uns verächtlich. Nur das Aufgehen im Beruf macht in unseren Augen den Fachmann. In dem Außenminister, der über das „Angeln mit der Fliege“, dem Marineminister, der über die „Grundlagen des Glaubens“ Bücher schreibt, dem Börsenmakler als Kriegsminister würden wir gemeingefährliche Dilettanten fürchten. Zum Teil erklärt sich dadurch die deutsche Gleichgültigkeit gegen den Parlamentarismus, in dessen Wesen es liegt, Laien an führende Stellen zu setzen, für die wir in langer Lebensarbeit erworbene Fachkenntnisse als Voraussetzung anzusehen gewohnt sind. Die deutsche Qualitätsarbeit wäre ohne unser fachliches Spezialistentum, ohne die strenge Durchführung der Arbeitsteilung nicht denkbar. Aber daß wir Facharbeiter und überhaupt Arbeiter sind, ist auch unsere Schwäche im weltpolitischen Verkehr und im Wettbewerb mit Engländern und Franzosen. Wir tragen, wenn auch nicht sichtbar, Arbeitsschwiele an den rauhen Händen. Die Arbeit beherrscht unser Denken auch im gesellschaftlichen Verkehr mit dem Auslande. Und unsere Formen haben oft genug die Unsicherheit des bald zu schüchtern, bald zu brutal auftretenden „Mannes aus dem Volke“ gegenüber dem „Vor-

nehmen". Das ist häufig auch von wohlwollend neutraler Seite betont worden. Daß der Deutsche noch nicht die Gabe hat, fremde Völker, zivilisierte oder Naturvölker, richtig zu behandeln, ist nicht nur von Feinden stets hervorgehoben worden. Auch Fürst Bülow und andere Vaterlandsfreunde sprechen uns das Verständnis für die „Mentalität“ der Fremden ab. Die Tatsache, daß der Deutsche geneigt ist, den Maßstab seines Gefühls und seiner Gemüts- und Geistesbildung auch bei Völkern anderer Zivilisation und niederer Kultur anzulegen, spricht zwar für seinen Idealismus, nicht aber für sein Geschick. Im wesentlichen handelt es sich um eine Frage der formellen Behandlungskunst, in der uns die alten reichen Herrenvölker überlegen sind. Ein kluger Türke mit langjährigen Erfahrungen faßte den Unterschied in der Behandlung des Orientalen durch Engländer, Franzosen und Deutsche so zusammen: der Engländer und Franzose verlangt vom orientalischen Angestellten oder Arbeiter wenig, und läßt ihn arbeiten, wie er es gewohnt ist. Er ist stets freundlich, nie schroff und lohnt reichlich und freigiebig nach Landesitte. Nach und außerhalb der Arbeit hat der Engländer und Franzose nichts mit den Orientalen zu tun. Er zieht sich unter seinesgleichen zurück. Der Deutsche fordert viel Arbeit, Pünktlichkeit und Sorgfalt, wie von sich selbst. Er ist streng, nicht selten grob, wenn die Leistungen nicht befriedigen. Er bezahlt nur den vereinbarten Lohn und ist sparsam mit Trinkgeldern. Nach getaner Arbeit gibt er sich als Mensch, fragt nach persönlichen Verhältnissen, nimmt Teil, erzählt von sich und verkehrt mit den Orientalen auf gleich und gleich. Und der Erfolg? Der Engländer und Franzose sind „höhere Wesen“, der Deutsche ist ein „Mensch wie andere“ und ein im Grunde gutmütiger aber unbequemer und unbeliebter Fremdling. . . . Ähnlich lauten Urteile über die Behandlung anderer Völker. Und, mag man sich mit Recht ausländische Kritik unserer Kultur in Deutschland verbitten, über die Beurteilung unserer kulturellen Betätigung im Auslande ist das Ausland der sachverständigste Richter.

Die Erfolge unserer Kultur in Deutschland sind derart, daß England und Frankreich, während ihre Federn dem Weltkreis kund tun, wie barbarisch und subaltern der Geist des deutschen Militarismus sei, alle seine Errungenschaften auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiete nachahmen, wie sie das auf sozialpolitischem bereits früher getan haben. Nur daß bei den Volksgenossen in den Demokratien die Maßnahmen, die doch dort angeblich dem Volkswillen entspringen, während sie ihm in Deutschland aufgezwungen sein sollen, schwerer und unvollkommener durchgeführt werden als im deutschen „Ordnungsstaat“! Die Tatsache, daß unsere Feinde wider Willen dem Erfolg unserer organisatorischen Leistungen, die auf Ordnungssinn, Disziplin und Pflichtgefühl beruhen, durch Nachahmung Anerkennung zollen, bedeutet einen gewaltigen Sieg deutscher Kultur, über den kein Geschwätz hinwegtäuscht. Aber diese Anerkennung muß unsere innere kulturelle Weiterentwicklung unberührt lassen. Ebenso kalt muß uns auch die Kritik lassen, die das Ausland an der Unkultur unserer inner-

politischen Zustände übt, weil sie ihm, lediglich an dem äußerlichen Maßstabe des Parlamentarismus gemessen, unsympathisch und unverständlich sind. Kundgebungen des ausländischen Beifalls oder Mißfallens zum inneren Ausbau unseres nationalen Hauses müßten künftig von jedem Deutschen als Verletzung des Hausrechtes, als Angriff auf die nationale Würde empfunden und abgelehnt werden. So meint es auch offenbar Fürst Bülow, wenn er tadelnd, daß die Deutschen öfter als nötig die Gründe unserer Unbeliebtheit im Auslande erörtert haben.

III.

Der kulturpolitische Kampf ist in ein neues interessantes Stadium getreten. Die Neutralen beteiligen sich, im Gegensatz zu ihrem früheren Verhalten, kaum noch oder überhaupt nicht mehr daran. Als unsere Feinde, namentlich England, bei Kriegsbeginn den Kampf um die „Seelen“ der Neutralen mit dem Ziele ihres moralischen, wirtschaftlichen, wenn möglich auch militärischen Bestandes gegen Deutschland aufnahmen, spielte die kulturpolitische Frage die gewaltigste Rolle. Wir wissen aus zahllosen an uns gelangten Schriften und Presseäußerungen des Auslandes und Inlandes, wie die Herrschaft unserer Feinde über das Weltkabelnetz und über nahezu den ganzen Weltnachrichtenhandel (Reuter, Havas und die vielen davon abhängigen, fremdstaatlichen Agenturen) es ihnen erleichterte, kulturpolitische Erregung bei den Neutralen wegen unserer Schuld am Kriege, unserer barbarischen Kriegführung, belgischer Greuelthaten, Beschädigung von Kunstdenkmälern, Zeppelin- und U-Bootangriffe, künstlich hervorzurufen. Zahllose Verurteilungen mußte die deutsche Barbarei vor dem Richterstuhl der ausschließlich von unseren Feinden unterrichteten öffentlichen Meinung über sich ergehen lassen. Es ist auffallend, wie seit dem Beginn der Tragödie in Griechenland, mehr noch seit der Niederwerfung Rumäniens, insbesondere aber seit der Ablehnung des deutschen Friedensangebotes und dem Notenwechsel mit Wilson, in den neutralen Ländern nüchterne, macht- und wirtschaftspolitische Betrachtungen an die Stelle sittlich-philosophischer über Deutschland getreten sind. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist besonders charakteristisch: die europäischen Neutralen verzichten gegenüber Wilsons Einladung zum Bruch mit Deutschland auf jedes Kulturerede. So offen wie nie zuvor heben in ihren Erklärungen die Schweiz, die skandinavischen Reiche, Holland und Spanien die Interessen der Grenzsicherung und vor allem der Wirtschaftsführung hervor und erörtern rein sachlich die daraus hergeleiteten Gründe, aus denen sie sich unseren Feinden nicht anschließen. Von Protesten gegen eine etwaige Beeinträchtigung ihrer Rechte ist wohl die Rede. Von salbungsvoll-sittlicher Verdammung Deutschlands im Namen der „civilisation“ oder „humanité“ ist nichts zu spüren. Einzig die Presse der Vereinigten Staaten und von den anderen amerikanischen Republiken diejenige Brasiliens, verzichtet nicht auf die Menschheitsphrase aus dem ersten Zeitabschnitt des Weltkrieges, wie denn überhaupt britische Verstandnislosigkeit für den Geist deutscher Kultur durch die

drollige, in allen Washingtoner Kundgebungen zum Ausdruck gelangende Vorstellung von der Unübertrefflichkeit anglo-amerikanischen Wesens ergänzt wird.

Zweifellos hat die unermüdlige Aufklärungsarbeit der deutschen Presse und ihrer Organisationen, hat die fruchtbare Tätigkeit der amtlichen und privaten Pressepropaganda im neutralen Ausland das Abflauen der kulturpolitischen Kampflust gefördert. Der Respekt vor den deutschen Waffen und nicht minder vor den deutschen Wirtschaftserfolgen im Kampf gegen die feindliche Aus-hungerungstaktik hat ferner in reichem Maße dazu beigetragen, auch die Achtung vor der deutschen Kultur, die solche Leistungen ermöglichte, wieder herzustellen. Urteilsfähige Neutrale hatten wohl vereinzelt schon früher den Kopf geschüttelt über die Beschimpfung einer Kultur als barbarisch, die der Welt Goethe und Kant geschenkt hat. Der entscheidende Grund für das Fiasko unserer Feinde im kulturpolitischen Endkampf ist aber doch allein das Durchdringen der Erkenntnis bei den Neutralen, daß die kulturpolitische Erregung unserer Feinde nur eine lose sitzende Maske war, mit der ihre durchaus realpolitischen Kriegsziele verhüllt wurden, solange es irgend anging. Das Wort Sombarts, daß alle großen Kriege Glaubenskämpfe seien, paßt auf diesen gewaltigsten aller Kriege nicht. Auch wenn sie nie oder selten ausgesprochen wurde, trat doch immer deutlicher aus dem Nebel der Phrasen von „Freiheit, Recht und Fortschritt der Völker“ als einzige „Idee“ Englands im Weltkrieg die überlieferte Wunsch nach Vernichtung jeder aufstrebenden festländischen See- und Handelsmacht, sowie nach dem Erwerb Mesopotamiens, als „Idee“ Frankreichs das Verlangen nach den verlorenen Provinzen, wenn möglich nach dem Erwerb des reichen Saar- und Ruhrgebietes, als „Idee“ Rußlands das Begehren nach Konstantinopel und Armenien hervor. So weit kann man aber den Begriff des Glaubenskampfes unmöglich auslegen, daß jede Regung des im Wesen der großen Nationalstaaten begründeten Ausdehnungsdranges und Macht Hungers darunter fielen. Allenfalls kann dem französischen Revanchekrieg zu Anfang dieser Charakter zuerkannt werden, wenn auch eine solche Erklärung allein für die französische Politik im Weltkrieg nicht ausreicht. Und die ideale Maske fiel selbst nach Ansicht der verbandsfreundlichsten Neutralen, endgültig mit der Ablehnung unseres Friedensangebots und deren Begründung. Einzelne neutrale Mächte, namentlich die Schweiz und Spanien, hatten schon früher bewiesen, daß sie die wahre Natur der kulturpolitischen Heße gegen Deutschland als einer vergifteten Waffe, der gegenüber Vorsicht geboten sei, erkannt hatten: sie unter-sagten entschieden innerhalb ihrer Grenzen die mit Vorträgen, Theater- und Filmvorstellungen arbeitende französische sogenannte Kulturpropaganda im Kriege, die mit dem Gastrecht neutraler Staaten nicht vereinbar sei.

IV.

Die Lehren, die uns der gesamte Verlauf des von England und Frankreich gegen Deutschland entfachten kulturpolitischen Kampfes in seinen verschiedenen Phasen gibt, dürfen nicht unterschätzt und nicht vergessen werden. Daß Deutsch-

land nach dem Weltkriege seinen Anteil an dem Weltkabelnetz sicher stellen und das englisch-französische Monopol für den Nachrichtenhandel soweit als möglich brechen wird, damit die Welt, mit der Handelsbeziehungen bestehen, nicht einseitig über die wichtigsten Vorgänge und Erscheinungen bei uns unterrichtet werde und umgekehrt, liegt mehr in unserem unmittelbaren politischen, namentlich wirtschaftspolitischen als in unserem kulturellen Interesse. Denn auf den Gedanken, Kulturpolitik im Auslande in dem Sinne zu treiben, daß wir Geld und Mühen aufwenden, um fremden Völkern Verständnis für deutsche Weltanschauung, für deutsche Kunst und Wissenschaft beizubringen, Geist von unserem Geiste zu ihnen zu verpflanzen, in der Absicht, damit unserer Außenpolitik vorzuarbeiten, müssen wir künftig verzichten. Der Krieg hat uns gelehrt, Wesen und Wert unserer deutschen Kultur für uns klarer als vorher zu erkennen. Ihrer Innerlichkeit wegen eignet sie sich an und für sich zur Verbreitung im Auslande ebensowenig wie ihres oft betonten individuellen Charakters wegen. Als nationale Kultur ist sie aber auch für die Übertragung ins Ausland noch nicht reif. Sie ist ein junger Baum, dessen Wurzeln noch viel tiefer im Erdreich Fuß fassen müssen, bevor er seine Wipfel, Schatten spendend, nach allen Seiten breiten kann. Jetzt deutsche Kulturpolitik im Auslande treiben zu wollen, wäre ein Versuch mit untauglichen Mitteln, wäre verfrüht und würde der Machtentfaltung Deutschlands in der Welt eher schädlich als nützlich sein. Wir müssen uns mit dieser Tatsache abfinden. Die suggestive Anziehungskraft des fertigen, festen und leicht übertragbaren englischen Menschentyps, dieses gleichförmigen, sicheren Durchschnittsideals auf alle Völker, die England politisch oder wirtschaftlich in sein Machtbereich ziehen will, und den, auf den Eigenschaften dieses Menschenideals beruhenden, bei scheinbarer Freiheit so überaus festen kulturellen Zusammenhang Englands mit seinen Kron- und Schutzländern hat Ruedorffer in seinem geistvollen Buche fein gezeichnet. Nicht weniger treffend hat er die französische „Kulturpropaganda“ skizziert, die in nahezu allen romanischen Ländern der Welt, aber auch in Skandinavien, Holland, in der Schweiz und im Orient im politischen Dienste Frankreichs mit größtem Erfolge gewirkt hat. Kulturpropaganda ist im Grunde ein Widerspruch in sich. Mit Recht hat Chamberlain die Annahme, daß man sich Kultur äußerlich aneignen könne, barbarisch genannt. Dem Begriff liegt eine Verwechslung der äußeren Lebensformen mit der Geisteswelt zugrunde, der sie entstammen. Tatsächlich hat denn auch die französische Kulturpropaganda im Ausland ihre Bedeutung nicht so sehr erlangt durch die Erziehung zu französischem Geist und französischer Bildung in den massenhaft von der alliance française geschaffenen französischen Auslandsschulen als vielmehr durch die Ausbreitung der „vornehmen“ Umgangssprache und der Moden unter den Oberklassen der Bevölkerung. Sie wendet sich aber mit besonderem Erfolg an die niederen Instinkte der Genußsucht und Sinnlichkeit in der breiten wohlhabenden Ober- und Mittelschicht, namentlich da, wo diese von überlieferter, bodenständiger Geisteskultur nahezu unberührt ist. Und sie feiert

geradezu Orgien des Erfolges besonders in jungen Emporkömmlingsländern, in denen die schnell reich gewordenen oberen Zehntausend ohne Bindeglied dem niederen Volk gegenüberstehen, oder bei alten, aber verkümmerten, früherer Geistesblüte nicht mehr eingedenken Völkern.

Zu dem oben angeführten Briefe Bethmanns wird der „Nuzen, den Frankreichs Politik und Wirtschaft aus dieser Kulturpropaganda zieht“ und „die Rolle, die die britische Kulturpolitik für den Zusammenhalt des britischen Weltreichs spielt“ gewürdigt. Aber eines schickt sich nicht für alle. Der Zauber, den das Auftreten des Engländers, den französische Umgangsformen, Moden, Redensarten, Vorträge, Film- und Theatervorstellungen auf junge oder zurückgebliebene Fremdvölker und zwar nicht nur in den beiderseitigen Sprachgebieten ausübt, und der in kritischen Zeiten schwer in die Waagschale englischer oder französischer Realpolitik fällt, können wir nicht nachmachen. Wir können Theatertruppen, Scharen von Lehrern und Vortragskünstlern ins Ausland schicken, ohne unserer Außenpolitik das mindeste zu nützen. Herbert Spencer hat nachgewiesen, wie bei allen Urvölkern das, was das Leben schmückt, höher geschätzt wird als was ihm nützt. Der Neger behängt sich mit bunten Lappen, die er teurer bezahlt als Kleider. Gewisse Indianer arbeiten angestrengt, um ihren Lohn in Farbe zum Tätowieren anlegen zu können. Aehnlich verfährt aber auch der moderne Durchschnittsmensch in vielen, namentlich romanischen Ländern der alten und neuen Welt. Aus der instinktiven Überschätzung des Schmückenden zuungunsten des Nützlichen erklärt sich zwanglos die politische Wirkung französischer „Kulturpropaganda“. Rumänien ist ein besonders drastischer Fall. Französische Mode, die Farben- und Formenfreudigkeit, die Anmut und Feinheit der Sprache hat dort spielend von dem Geist der führenden Gesellschaftsschicht Besitz ergriffen. Und der französische Schneider und Handschuhmacher, der Haar- und Schminkkünstler, Theater und Kabaret haben als „Kulturträger“ und als Agenten französischer Politik im kritischen Augenblick einen leichten Sieg davon getragen über die ernste deutsche Kulturarbeit, durch die eine deutsch geleitete weise Politik in Jahrzehnten das Land zu Wohlstand und Ansehen geführt hatte. Allerdings spielte der Zug zum französischen Wesen nur die Rolle des Züngleins an der Waage, die sich deshalb auf die Verbandsseite neigte, weil machtpolitische Interessen, wenigstens vermeintliche, Rumänien auf diese Seite trieben.

V.

Denn das ist eine weitere Lehre, die uns die Betrachtung des kulturpolitischen Kampfes im Weltkriege für die Bewertung kulturpolitischer Zusammenhänge und für ihre Einstellung in die außenpolitische Zukunftsrechnung Deutschlands erteilt: nur da, wo ohnehin die politischen oder weltwirtschaftlichen Interessen eines neutralen Staates sich mit denen des uns feindlichen Verbandes eng berührten oder deckten, erleichterte das vorhandene kulturelle Band, fester geknüpft durch Propaganda für gemeinsame Kulturwerte und ge-

meinsamen Kampf gegen „deutsche Unkultur“, das Bündnis. In diesen Fällen wirkte die Kulturidee kumulierend. Wo es jedoch an realen (mindestens vermeintlichen) gemeinsamen Interessen des Verbandes mit dem neutralen Lande fehlte, oder wo sie im Laufe des Krieges fortfielen, beschränkte sich die Wirkung des kulturellen Zusammenhanges auf Sympathie Kundgebungen in der Presse und gelegentliches Entgegenkommen, reichte aber nicht aus, um Bündnisse zu begründen. Dagegen hat Deutschlands Stammes- und Sprachverwandtschaft und vermeintliche dadurch begründete Kulturgemeinschaft mit neutralen Mächten auch nicht in einem einzigen Falle mehr als korrekte Beziehungen zur Folge gehabt, sofern nicht schwerwiegende politische und wirtschaftliche Interessen den neutralen Staat ohnehin zu einer Annäherung drängten. Der bloße kulturelle Zusammenhang Deutschlands mit neutralen Mächten hat sich, so vorsichtig man auch sich vor der Unterschätzung von Imponderabilien nach Bismarcks und Bülow's Ausprüchen in der Außenpolitik hüten soll, nirgends als ein Band, vielmehr als eine nahezu völlig wertlose „Unwägbarkeit“ für uns, zu unserer großen Überraschung, im Weltkriege herausgestellt.

Wer in der Schweiz, in Holland, Skandinavien oder Amerika auf Sympathien greifbaren Inhalts mit Deutschlands Ringen um sein Dasein deshalb gerechnet hatte, weil gemeinsame oder verwandte Sprache, Erinnerungen an politische oder militärische Bündnisse uns verknüpften, Tausende von Söhnen dieser Länder in Deutschland gelernt und studiert haben, und weil überlieferter Austausch geistiger und künstlerischer Werte eine um so festere Brücke zu uns schlagen müsse, als es an macht- und wirtschaftspolitischen Reibungsflächen zwischen uns in der Gegenwart völlig fehlte, sah sich grimmig enttäuscht. Für diese gefühlsmäßige ungeschichtliche Verlehnung der politischen Konstellationen und der treibenden politischen Kräfte fand man bei diesen längst zu selbstbewußten Nationalstaaten, mit oder ohne deutsche Hilfe oder gegen deutsche Interessen, erwachsenen Völkern kaum genug Worte der ostentativsten Ablehnung! Die deutsche Kulturpolitik hatte als Hilfsmittel der Außenpolitik hier völlig versagt. Nun fanden sich sogleich Quacksalber, die — eins, zwei, drei — den Schaden kurieren wollten und zeigten, wie man es künftig machen müsse. Sie vergaßen, daß, wer seine gesellschaftliche Stellung auf das Studium von Knigges Schrift bauen will, wenig Glück haben wird. Genau so verfehlt ist es, das „Rezept“ zur Behandlung anderer zivilisierter oder Naturvölker von Engländern oder Franzosen entlehnen zu wollen. Die Entwicklung des jugendlichsten unter den großen europäischen Nationalstaaten zum weltpolitischen kann nicht von heute auf morgen abgeschlossen sein. Welch kurze Spanne ist ein Jahrhundert im Leben der Völker! Und so lange hat es gedauert, bis der deutsche Nationalstaat nach außen und noch nicht einmal ganz nach innen fertig war. Dabei kann man noch täglich, selbst in großen, gut geleiteten Blättern lesen, daß ernstlich Deutsche von der weltpolitischen Wirkung einer verstärkten deutschen Bildungsreflexe im Ausland überzeugt sind und deshalb, weil bisweilen

deutsche Künstler im Auslande Beifall finden, von „Völkerverständigung“ durch deutsche Wanderbühnen und Ähnlichem träumen.

Zur kulturellen Weltbeherrschung sind wir nicht reif. Mit Recht warnt Fürst Bülow uns, „eine Kulturhegemonie anzukündigen, die alle Welt mehr fürchtet als die politische Suprematie“. Überhaupt sollten wir den anderen „nicht zu oft und in nicht zu hohen Tönen unsere Kultur anempfehlen.“ Nein, Kulturpropaganda im französischen Sinne paßt nicht für uns, und für die Erfolge britischer Kulturherrschaft fehlen uns, wie wir sahen, die Voraussetzungen, darunter die wichtige Fähigkeit, fremde Völker richtig zu behandeln. Kulturpolitik im Auslande hat außenpolitisch nur insofern praktischen Wert für uns und nur insofern Berechtigung, als es gilt, die Fäden zu stärken, welche die Auslandsdeutschen als Pioniere deutscher Weltpolitik mit dem Stammlande verknüpfen.

Wer im Auslande, im welchem Erdteil es immer sei, als Deutscher still und ehrlich seinen Geschäften nachgeht und es zu Wohlstand und Ansehen bringt, dient, ob er nun nach Deutschland zurückkehrt oder draußen bleibt, ob er seine Staatsangehörigkeit behält oder sie aufgibt, dem Vaterlande und dessen weltpolitischen Interessen. Als geräuschvoller Herold deutscher Weltanschauung, als „Wahrheitskündler“, der ausländische Irrtümer über deutsche Kultur aufklären will, kann er nur Schaden anrichten. Wir haben im Auslande nur die eine Aufgabe, unserm Außenhandel die Wege zu öffnen, zu ebnen und ihn zu schützen und zu unterstützen. Eisen, Kohle und Kali, Chemikalien und die Millionen von Halb- und Fertigfabrikaten, die wir als anerkannte Meister der Qualitätsarbeit herstellen, unsere starke Wehrmacht zu Lande und zu Wasser und eine starke nationale Kultur in der Heimat, das sind bis auf weiteres Deutschlands beste „kulturpolitische“ Waffen im Ringen um Weltgeltung. Das oft zitierte Wort Napoleons von der impuissance de la force, von der Überschätzung des Machtfaktors in der Politik, hat erst dann Geltung für Deutschland, wenn seine weltpolitische Machtstellung geschaffen und gesichert sein wird. Des Reichskanzlers Brief und Ruedorffers Buch, die andeuten, wir müßten schon jetzt den naiven Glauben junger Völker an die Macht abzustreifen suchen, sind vor den Erfahrungen des Weltkrieges geschrieben! Nur der Stärke unserer Kanonen und U-Boote, nur unserem Reichtum an Eisen und Kohle und den geistigen und sittlichen Eigenschaften, die alle diese realen Machtmittel richtig zu gebrauchen wissen, um Furcht und Achtung zu erzwingen, nicht aber ausländischer Liebe zu diesen Eigenschaften wird Deutschland seine Stellung in der Welt noch auf lange hinaus zu verdanken haben.

Abgesehen von den Maßnahmen, die die Stärkung des Auslandsdeutschtums zum Ziel haben, müssen wir uns darauf beschränken, im Vaterland kulturpolitisch zu arbeiten. Den Wert unserer Kultur für uns haben wir im Weltkriege erprobt. Den Glauben an ihre Zukunft sollen wir uns erhalten und befestigen. Wir müssen auch künftig unsere Jugend vor romanischer Genuß-

sucht und englischem Krämergeist bewahren, sie zu deutscher Einfachheit, Wahrhaftigkeit und „Ehrfurcht“ anhalten. Wir müssen zu den ästhetisch-literarischen Grundlagen unseres Wissens geschichtliche, geographische und wirtschaftliche hinzufügen, wie das die jüngste Denkschrift des preussischen Kultusministeriums anregt*). Alle öffentlichen und privaten Bildungsstätten, die Vereins- und Kunstanstalten, müssen die Reinhaltung und Vertiefung unserer Kultur anstreben. Dann wird einst „in Monen“ die Zeit kommen, da deutsche Kultur sich von selbst in der Welt durchsetzt. Und es bedarf weder einer besonderen Sehergabe noch eines übertriebenen geschichtsphilosophischen Optimismus, um das vorauszusagen. Dann wird es erst Zeit sein, das von Herrn von Bethmann zitierte seine Wort G. Kofstands auch auf unsere kulturelle Außenpolitik anzuwenden: „c'est au moment qu'on veut redoubler de force qu'il faut redoubler de grâce.“ Heute paßt es für uns noch nicht, und es würde sich bitter rächen, wollte man versuchen, dem Naturgesetz organischen Wachstums vorzugreifen.

Das große deutsche Volk, das in schweren Kämpfen seine politische und nun im Weltkriege auch den Rahmen seiner kulturellen Einheit gefunden hat, kann ruhig warten, bis es so weit ist, bis etwa nach mehreren Menschenaltern, Geibels Wort, — das wir jetzt nicht zu oft fremden Ohren zurufen sollten — Erfüllung findet: „Und es mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen.“ Vorläufig heißt es, sich bescheiden: „Such' er den redlichen Gewinn! Sei er kein schellenlauter Tor!“

Der von Frankreich her die Welt überflutenden Freiheitswelle, die auch in Deutschland viel Morsches fortriß, setzte der Weise von Königsberg den Damm der Pflicht entgegen. Das Samenkorn, das er damit in die deutsche Seele senkte, hat in diesem Kriege tausendfältig Frucht getragen: das erhabene Beispiel, das unser Volksheer draußen, Führer und Mannschaften, in Opfermut und freier Disziplin verbunden, täglich gibt, das Heimatheer hat es befolgt. Die Pflichttreue, die zähe Arbeitsfreudigkeit, das strenge Verantwortlichkeitsgefühl, die sachliche Freude an selbst kümmerlich gelohnter, freiwilliger Arbeit im Dienste der Gesamtheit — „deutsch sein heißt: eine Sache um ihrer selbst willen tun!“ — wir finden sie auch bei dem Landwirt, der dem kargen Boden trotz der Ungunst der Erzeugungs- und Absatzverhältnisse abringt, was Volk und Heer zum Durchhalten brauchen. Wir finden sie bei den Hunderttausenden unserer deutschen Beamten und Lehrer, bei den Millionen von Frauen und Mädchen, die jetzt die deutsche Wirtschaft stützen. Die Tatkraft und der Unternehmungsgeist, die Erfindungsgabe und die technische Meisterschaft, die Gründlichkeit, die im Frieden den Ruf und die Erfolge von Deutschlands Handel und Industrie schufen, sie haben sich auch jetzt im Dienst der gemeinsamen Sache vorbehaltlos bewährt. Der verständnisvolle Opfermut der deutschen Arbeiterschaft aber, der wiederum nur denkbar ist bei dem ungewöhnlich hohen

*) Vgl. „Die Grenzboten“ Heft 12 des Jahres 1917.

Durchschnittsmaß der deutschen allgemeinen Volksbildung und bei deutschem Idealismus, vervollständigt erst das Bild. Angesichts der Kameradschaft von Klassen und Berufen, Fürsten und Völkern, von Führern und Truppen, dieses beispiellosen Zusammenhaltens in gemeinsamer Not, verhallt die hämische Maulwurfsstimme, die uns auf Einzelercheinungen von selbstfüchtigen Ausbeutern und feigen Wichten, wie sie in jedem Millionenvolk vorkommen müssen, verallgemeinernd hinweist.

Man hat die deutsche Denkart unlängst als den Geist von Potsdam und Weimar gekennzeichnet und damit Disziplin und freies Streben nach Universalität als die deutschesten Eigenschaften betonen wollen. Der Gedanke ist wohl richtig. Aber wir dürfen nicht, wenn wir deutsche Denkart bis zu ihren Quellen verfolgen, den alten Hansageist übersehen, der noch heute in allen deutschen Küstenländern, an Strömen und Flüssen lebendig ist. Und die echt deutsche, im Feld wie in der Heimat, bei allem Ernst und bei tiefstem Erfassen der Aufgabe unserer Zeit, immer wieder hervorbrechende Freude an künstlerischer Gestaltung des Lebens, an Gemütlichkeit und reinlichen Genüssen, an dem Heim, dem Garten, an Dichtung und Musik, an Bildern und Büchern, sie ist das überkommene reiche Erbe des frohen und tiefen Gemüts- und des mannigfaltigen Geisteslebens, das schon vor fünfhundert Jahren in Süd- und Westdeutschland, am Rhein wie in Thüringen, Sachsen und Franken, Hessen und Schwaben und in allen anderen Gauen in üppiger Blüte stand. In alledem spiegelt sich der Geist nationaler deutscher Kultur. Den wollen wir für uns festhalten, in Staat und Gesellschaft, in Schule und Haus, vertiefen, hegen und pflegen. Das ist der Geist, der uns nach erlängtem Siege über den äußeren Feind, durch gemeinsame Arbeit aller zum inneren Frieden und zur inneren Einheit führen, und der einft, wenn erst jeder Deutsche in der Fremde das Deutschtum und die Würde seines Deutschen Reiches unbewußt und selbstverständlich verkörpert, seinen Siegeszug durch die Welt antreten wird.

